

Die Kette

Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Onkel Franz.

Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

12.

Wenn Raja die Stärke ihrer eigenen Sehnsucht gekannt hätte, so hätte sie sich kaum die kurzen Besuche von Onkel Franz versagt; es wären doch ebenso viele Lichtblicke in ihrem düsternen, einsamen Dasein gewesen.

Jeden Morgen erwachte sie mit einem verzehrenden Gefühl des Vermissens; nur die Beschäftigung mit dem Kinde brachte ihr für eine Weile Vergessen; aber sobald der Knabe schlief, kehrte die Sehnsucht mit erneuter Kraft zurück, und dann wußte sie sich keinen Rat.

Sie konnte auffahren, wenn sie Schritte auf der Treppe hörte, und glauben, er sei es; aber ebenso schnell schüttelte sie den Kopf über ihre eigene Torheit. Als ob es Onkel Franz je einfallen würde, zu kommen, wenn sie ihn gebeten hatte, wegzubleiben.

Am Tage hielt sie tapfer aus, aber am Abend, wenn sie den Jungen zur Ruhe gebracht hatte und nur die kleine Kumpel an der Decke über der Wiege brannte, war es ihr, als zerrisse die Sehnsucht etwas in ihrem Herzen. Dann wußte sie nichts anderes zu tun, als in das Wohnzimmer zu gehen, sich an den großen Kamin zu setzen und ihrer Qual in Tönen Luft zu machen. Es konnte sie ja niemand hören; höchstens der Laternenschein, der von der Straße herein auf ihre Stirne fiel und in den Falten ihres schwarzen Gewandes verschwand. Und der Laternenschein war verschwiegen. Er lag nur am Boden und schien gleichsam aufmerksam den Tönen zu lauschen...

Und dann kam es vor, wenn sie zu singen aufgehört hatte, daß sie stundenlang mit halbgeöffneten Lippen am Kamin sitzen blieb, als lauschte sie tief, tief in ihrer Seele auf Gedanken, die — sie fühlte es — den ihrigen begegneten...

Es war Raja nicht entgangen, daß sich Peter Dam in der letzten Zeit merkwürdig verändert hatte. Sie konnte ihn darauf ertappen, daß er sie mit einer fast scheuen Ehrfurcht betrachtete. Aber am meisten verwunderte sie sich darüber, daß er ab und zu an die Wiege trat, und so oft er dies tat, standen Tränen in seinen Augen.

Eines Abends blieb er gegen seine Gewohnheit zu Hause. Er sah Raja zu, wie sie das Kind zu Bett brachte, und als er sie das alte Wiegenlied singen hörte: „Schlafe, schlafe mein Kind, schließ' deine Augenlein geschwind!“ brach er plötzlich in Tränen aus.

Es war noch immer viel von der Kindernatur in Peter Dam, und des kindlichen Verfes kindliche Worte hatten ihn auf eine Weise berührt, die das Gute in seiner Seele weckte.

Raja pflegte sonst kein Vertrauen in seine Gefühlsausbrüche zu setzen — er hatte sie zu oft gelächelt — aber nun hörte sie die Echtheit des Tons aus seinen Tränen heraus, und als das Kind eingeschlafen war, trat sie zu ihrem Manne. Freundlich legte sie ihm die Hand auf den Arm.

„Warum willst Du noch länger ein so schlechtes Leben führen?“ sagte sie. „Warum willst Du es nicht versuchen, Deine Selbstachtung wieder zu gewinnen?“

Seine Lippen zitterten, aber sein Blick wich ihr aus. „Es ist zu spät,“ sagte er.

„Warum?“

„Weil... ach, Du kannst es ebenso gut gleich erfahren... weil der Kapitän verlangt, daß ich sie heirate.“

„Von wem sprichst Du?“

„Von Kapitän Ström.“

„So — seine Tochter also ist es, mit der Du Schlichtschuh fährst?“

„Woher weißt Du? ...“

„Ich habe Dich eines Abends auf dem Eis gesehen,“ sagte sie kalt.

Da verstummte er plötzlich. Wie war es möglich, daß sie mit keinem Wort je auf dieses Verhältnis angespielt hatte?

Er begann zu verstehen, welcher Abgrund sich zwischen ihnen aufgetan hatte, ein so tiefer Abgrund wie er nur zwischen zwei Menschen von ganz verschiedener Denkweise, verschiedener Handlungsweise und verschiedener Lebensauffassung sein kann. Wenn er bedachte, wie froh und vertrauensvoll sie ihm einst entgegen gekommen war, ging es ihm wie ein Stich durchs Herz.

„Es ist wohl auch das einzige, was Du nun zu tun hast,“ sagte sie mit demselben fremden Ton, womit sie vorhin gesprochen hatte.

„Was denn?“

„Sie zu heiraten.“

„Ja, ich weiß, daß Du bereit dazu bist,“ sagte er feindselig.

„Nur unter einer Bedingung.“

Er sah sie erstaunt an. Stellte sie wirklich Bedingungen? Griff sie nicht mit beiden Händen danach, wenn sich hier ein Ausweg eröffnete, um frei zu werden?

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er, obgleich er in demselben Augenblick recht wohl verstand.

Sie sah ihn gerade an.

„Wenn Du nicht das Recht auf das Kind aufgibst, dann besteh' ich auf meinem Recht und bleibe hier, als Deine Gattin,“ sagte sie unerschrocken.

Er gab keine Antwort, er sah sie nur an. Es war, als ahne er, was er verloren hatte, als er diese Frau von sich wies, die lieber ihr eigenes Herz in Stücke reißen lassen wollte, als daß sie sich von dem Kinde trennte, dem sie das Leben gegeben hatte. Und er war nahe daran, seine Forderung zu wiederholen, um sie dadurch festzuhalten. Aber da erinnerte er sich an das Gesicht des Kapitäns, der gesagt hatte: „Ich verlange, daß Sie meine Tochter heiraten.“

Dieses Gesicht hatte sich gleichsam seiner Seele eingebrannt, so leichenblaß war es gewesen, und eine so heftige Drohung hatte er darin gelesen. Ueberdies hatte er ja Henry versprochen, sich scheiden zu lassen. Henry und er hatten sich gegenseitige Freiheit versprochen, wenn nur das äußere Band da sei. Sie würde sich ihm also nie widersetzen, so wie es Raja getan hatte, ja er würde es viel leichter haben als mit dieser.

Sie stand vor ihm, die Arme über der Brust gekreuzt, mit dem Ausdruck höchster Spannung im Gesicht. So wie sie atmen mußte, tief und schwer, konnte sie kaum ihre Bewegung unterdrücken. Und er bekam plötzlich Lust, sie zu quälen. „Ja, dann ist es wohl am besten, es bleibt, wie es war,“ sagte er.

Da wurde sie kraftlos, wie wenn sie einen innerlichen Schlag erhalten hätte, aber sie machte ihm keine Vorstellungen, sie wandte ihm nur den Rücken und ging nach der Tür.

Mit einem Satz war er neben ihr.

„Ich wollte Dich nur ein wenig quälen,“ sagte er. „Es soll so sein, wie Du es haben willst. Ich überlasse Dir das volle Recht auf den Jungen.“

Rasch drehte sie sich ihm zu. Sie gab keine Antwort, aber an der Art, wie sie plötzlich den Kopf aufrichtete, hoch und fest, mit strahlendem Blick, sah er, wie befreit sie sich fühlte. In diesem Augenblick sah sie in das gelobte Land hinein, und es war, als sei sie sich seiner Gegenwart gar nicht bewußt. Da fühlte er denselben Stich im Herzen wie vorher, und er wandte sich ab:

„Ich darf aber doch wohl das Kind besuchen?“ sagte er.

„So oft Du willst,“ sagte sie mit plötzlichem Wärme im Ton. „Aber,“ sie sah ihn erstarrt an, „hast Du denn das Kind wirklich lieb? Ach, wenn Du es lieb hast, dann tut es mir schrecklich leid für Dich!“

Und die ganze Nacht lag sie wachend und dachte daran, wie schwer es ihm fallen müßte, das Kind zu verlieren, ja sie war nahe daran, zu denken, es sei ein Unrecht, ihn von dem Kinde zu trennen.

Peter Dam aber schlief ruhig, wie es seine Gewohnheit war. Die Tage waren so voller Stimm-

mungen für ihn, daß er nicht Zeit hatte, sie auch noch mit in die Nacht hinein zu nehmen.

Am nächsten Morgen sprach er ganz leicht und natürlich davon, wie sich die Sache am besten ordnen lasse, und sie konnte nicht umhin, über die qualvolle Nacht zu lächeln, die sie um feinetwillen verbracht. Ein Viertel ihres Vermögens war festgelegt; mit dessen Renten und einem jährlichen Zuschuß von fünfshundert Kronen konnte sie mit dem Kinde sorgenlos leben. Er bot ihr an, die fünfshundert Kronen zu bezahlen, aber sie erklärte mit großer Bestimmtheit, daß sie selbst für den Jungen sorgen wolle; sie werde glücklich sein, indem sie für ihn arbeite. Er sah sie achselzuckend an und fand ihren Eifer ziemlich überspannt. Aber er gab es schnell auf, sie zu überreden. Wenn sie die fünfshundert Kronen absolut nicht nehmen wollte, dann konnte er sie selbst brauchen! Und pfelkend ging er die Treppe hinab.

Raja schrieb ein paar Zeilen an Onkel Franz, worin sie ihm mit wenigen Worten erzählte, was geschehen war, und ihn bat, für sie und das Kind eine kleine Wohnung zu mieten.

„Sobald Du etwas Passendes finden kannst,“ stand in dem Brief, „dann ich möchte am liebsten gleich ansziehen.“

Nun mußte er den Brief schon vor fünf Stunden bekommen haben, aber noch immer kam er nicht. Noch immer saß sie vorgebengt neben der offenen Thür nach der Flur und lauschte auf die bekannten Schritte. Sie spürte wieder die quälende Angst, die zeitweise ihr Herz so heftig klopfen ließ, daß ihr jeder einzelne Schlag förmlich weh tat. Wenn er tot wäre! Wenn er es nicht erleben würde, sie frei zu sehen! Wenn sie nie zu ihm sagen dürfte: „In drei Jahren, Onkel Franz — dann gehen wir miteinander in das gelobte Land hinein.“

Eine ganze Stunde lang war sie auf dem Teppich hin und her gegangen; hatte den Jungen aus der Wiege genommen und wieder hineingelegt, alles ohne einen klaren Gedanken über das, was sie tat — nun spielte das Kind mit Onkel Franz' Klapper und sah sie mit Augen an, die denen des Onkels so ähnlich waren, daß sie sie wieder und immer wieder klaffen mußte. Das Kind ließ die Klapper fallen, und sie blickte sich, um sie aufzuheben, aber da klingelte es, und wie der Blick war sie draußen und schloß auf.

So qualvoll war ihre Angst gewesen, und so heftig war nun ihre Freude, daß sie tat, was sie nicht getan hatte, seit sie verheiratet war, sie slog ihm um den Hals.

Und er drückte sie an sein Herz, er barg sie wie ein junges Vögelchen an seiner Brust; sie verschwand gleichsam in seinen Armen.

Diese Umarmung war ein Jubelstich ohne Worte. Aber an der bebenden Art, mit der er mehrere Male ihren Kopf umschloß und sie auf die Augen küßte, merkte sie, wie auch er gelitten hatte.

Endlich ließ er sie los, und sie traten zusammen ins Wohnzimmer, sie nötigte ihn, sich in einen hochlehnten Stuhl am Fenster zu setzen, und nahm ihm dann Hut und Stock ab.

„Wilst Du Dich nicht auch setzen?“ fragte er, und deutete auf einen Stuhl neben sich.

„Nein,“ sagte sie, „ich will Dich erst recht ansehen.“

Als nun das Licht auf sein Gesicht schien, da fiel es ihr sogleich auf, daß in der Zeit, wo sie einander nicht gesehen hatten, eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Zuerst glaubte sie, es seien die feinen Runzeln um die Augen, die das machten, aber dann entdeckte sie, daß sein Haar grau geworden war.

„Ach!“ rief sie mit aufrichtigem Schmerz in ihrer tiefen Stimme, „Dein wunderschönes, schwarzes Haar! Daß ich auch dies verschuldet habe!“

„Das hast Du gar nicht,“ sagte er, indem er ihr auszuweichen versuchte, „es war schon lange so.“

„Ja, ein klein wenig, an den Schläfen und im Nacken,“ aber nie so wie jetzt.“

„Ja, was ist da zu machen!“ sagte er und strich mit der Hand hindurch, indem er schelmisch

lächelnd sagte: „Du siehst, ich fange an, alt zu werden.“

Aber da beugte sie sich fürsorglich über ihn, als wollte sie die weißen Haare zählen.

„Weißt Du wohl,“ sagte sie, „daß ich jedes einzelne dieser weißen Haare als für mich gewonnen betrachte?“

Er sah sie an und nickte.

„Dessen kannst Du auch ganz sicher sein,“ sagte er, „froh und sicher.“

Sie lächelte. „Froh und sicher,“ wiederholte sie und erinnerte sich zugleich daran, daß sie selbst einmal diesen Ausdruck gebraucht hatte.

„Aber warum kommst Du so spät?“ fragte sie plötzlich. „Ich hatte schon Angst, Du seiest krank.“

Er lachte über den ängstlichen Ausdruck, den ihr Gesicht annahm.

„Ich habe unterwegs Wohnungen angesehen,“ sagte er. „Ganz zufällig fand ich eine, die zweckentsprechend war. Sie liegt weit draußen, mit schönen, hellen Zimmern, nicht sehr groß, aber Du und das Kind, Ihr braucht ja auch nicht viel Platz.“

„Nein, wir können uns mit wenig begnügen. Und denke Dir, daß dies dann alles uns eigen gehört, Helle und mir. Denk' Dir, wenn Du kommst und Thee bei uns trinkst! Ganz wie in den alten Tagen, wenn wir Thee bei Dir tranken und Du mir nachher vorlasest. Wir wollen dann auch wieder vorlesen,“ flügte sie eifrig hinzu, „wir wollen es ganz wie früher haben: volles Vertrauen, und nichts, das wir voreinander verbergen müßten.“

„Ja, so soll es sein,“ sagte er. „Wir werden uns jeden Tag sehen können, ohne daß unser Verhältnis dadurch alt wird, und wir werden unsere Gefühle auch nicht vor der Zeit verbraucht haben. Die Freude an unserer Liebe soll jeden Tag neu sein, so lange wir leben, das verlange ich von Dir — mit weniger begnüge ich mich nicht.“

„Das ist gerade Deine Stärke,“ sagte sie, „und das, was ich am wenigsten an Dir entbehren möchte.“

„Aber drei Jahre sind eine lange Zeit,“ flügte er hinzu, „eine sehr lange Zeit. Hast Du keine Angst, daß Deine Liebe matt werden könnte?“

Sie lachte — ein leises, glückliches Lachen.

„Hast Du keine Angst, daß Deine Geduld versagen könnte?“ sagte sie.

Er schüttelte den Kopf und lachte gerade wie sie. „Jakob diente sieben Jahre um Mahel,“ sagte er, „dann kam ich wohl auch drei Jahre um Dich dienen — drei Jahre, die in Wirklichkeit zwanzig sind!“ fügte er hinzu, mit dem Gefühl, daß drei Jahre der Wahrheit lange nicht entsprächen.

Mit einem strahlenden Lächeln sah sie ihn an. „Wie herrlich das Leben werden wird!“ sagte sie. „Wie werden wir wetteifern, Helle zu lieben.“

Und als ob er seinen Namen gehört hätte, begann Helle in diesem Augenblicke so heftig in seiner Wiege zu strampeln, während er gleichzeitig mit ein paar kurzen, energischen Schreien seine Lust kundtat, auch dabei zu sein, daß sich Raja beeilte, ihn herauszunehmen. Sie hob ihn auf ihre Schulter und tanzte mit ihm herum. Die Abendsonne fiel auf ihr Kleid, streifte die zarte Haut des Jungen und goß ihren warmen Schein über Rajas glückliches, junges Gesicht.

Onkel Franz betrachtete die beiden, und es war ihm, als gehörten sie ihm schon zu eigen, ein solches Gefühl des Reichtums überflutete ihn.

„Denk' Dir,“ sagte er leise, „daß es wirklich nur drei Jahre dauert, bis wir das gelobte Land erreichen!“

Sie hielt inne und sah ihn an. Daß er auch gerade an ganz dasselbe dachte — und mit ganz denselben Worten!

Er trat zu ihr, und sie lehnte sich mit dem Kinde auf der Schulter an ihn an.

„Meine kleine Welt,“ sagte sie leise und innig, während sie ihre Augen von dem Kinde zu ihm und von ihm wieder zu dem Kinde wandern ließ.

„Nein,“ sagte sie plötzlich und legte den Kopf an seine Brust, „meine große — herrliche — wunderbare Welt —!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge der bürgerlichen Entwicklung.

Von Heinrich Laufenberg.

(Schluß.)

A nders lagen die Verhältnisse im Osten Asiens, wo sich eine Anzahl kulturell fortgeschrittener Völker fand, und anders war demzufolge auch die Entwicklung der ostindischen Kompanie. Im Jahre 1602 mit einem Grundkapital von 600 000 Gulden ins Leben gerufen, zahlte sie 1607 40 pZt. vorhergehenden Jahre sogar ihre höchste Dividende mit 75 pZt. Schon die Höhe des Grundkapitals gab dem holländischen ein gewaltiges Übergewicht über den portugiesischen Handel, zumal dieser mit Monopolen ausgestatteten Gesellschaften kam. Von den holländischen Niederlassungen wurden die am Kap der guten Hoffnung und in Batavia die bedeutendsten. Mittweg, zwischen Ostindien und Europa gelegen, war das Kap der guten Hoffnung der natürliche Anlegeplatz aller Ostindienfahrer sowohl auf dem Hin- wie auf dem Rückweg. Schon die Verproviantierung dieser Schiffe für die damals sehr langwierige Reise mit Vorräten aller Art bildete ein gutes Handelsobjekt und mußte zu Aufstrebung im Hinterlande reizen. Was aber das Kap der guten Hoffnung für die Reise zwischen Europa und Ostindien, das war Batavia zwischen den Hauptländern Ostindiens. Es liegt an der meistbenutzten Straße von Hindustan nach China und Japan und zwar ungefähr auf ihrer Mitte. Fast alle Schiffe, die zwischen Europa und China segeln, berühren Batavia. Obendrein ist es das Zentrum und der Hauptmarkt des sog. Landhandels in Ostindien: nicht nur jenes Teils, den Europäer in Händen haben, sondern auch des von den Eingeborenen betriebenen. Schiffe, mit Chinesen, Japanesen, Tonkinesen, mit Bewohnern aus Malacca, Cochinchina und von der Insel Celebes bemannt, sind in seinem Hafen eine häufige Erscheinung. (Smith.) Nicht nur daß die Holländer bald den ganzen Verkehr mit China und Japan, den zuvor die Portugiesen vermittelt an sich rissen, ihr hauptsächlichster und einträglichster Artikel wurden die Gewürze, deren Handel sie bald zu monopolisieren verstanden. Schon um 1600 wurden auf den Inseln Ternate, Banda und Ambon Einrichtungen getroffen, die alle anderen Nationen vom Gewürzhandel ausschlossen.

Dieses System ward nicht nur strikte ausgeführt, man ging soweit, zur Hochhaltung der Preise große Teile der Produkte jährlich zu zerstören, Schiffsladungen von Gewürzen ins Meer zu versenken, Anpflanzungen von Gewürzkräutern völlig zu vernichten und niederzubrennen. Ueberhaupt ward je länger je mehr seitens der holländischen Handelsherren ein exklusiver Geist herangekehrt. Während sie sich die unbeschränkteste Handelsfreiheit in Asien nahmen, schlossen sie die anderen Nationen systematisch von ihren Märkten aus. Alle Nationen „aantasten“ war ihr Grundsatz. Das machte große militärische Leistungen notwendig und diese wiederum erforderten gewaltige Ausgaben. Wie man aus niedrigster Profitgier die Produkte Ostindiens zerstörte, auf denen doch zum guten Teil der indische Gewerbsfleiß ruhte, so belastete man durch unerschwingliche Ausgaben die schaffende Arbeit, die die Grundlage des ganzen Handels war und die zu schonen man mithin allen Anlaß hatte. In jedem Gericht Fische, das auf den Tisch des holländischen Arbeiters kam, waren nicht weniger als dreißig verschiedene Steuern entholten, und dabei bildete der Fisch in dem reichen Lande eines der wichtigsten Volksernährungsmittel. Zuguterlegt bestand der Erfolg der industriellen Entwicklung in Holland darin, daß staatsmannsklugen und „Drogstopplers“ die Nation für ihre Zwecke ähnlich mißbrauchten und auspökelten, wie das in Spanien Junkertum und Geistlichkeit mit der Grandezza aristokratischer Seelen fertig bekamen.

Von den Vorgängen in Spanien und vor allem in den Niederlanden wurde Frankreich in der mannigfachsten Weise mit betroffen. Konnte es sich doch Philipp II. als Schwiegersohn der französischen

Wichtig in Katharina von Medici und in der Gewissheit, ein nur zu geneigtes Ohr zu finden, bekommen lassen, an jene zu schreiben: Wenn sie fortfahre, Dabingung zu haben, so werde er nicht im Stande sein, die Hegelei von Spanien und den Niederlanden fernzuhalten; sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieser Pesttrauen sei. Der absolutistische Kapitalismus, wie Spanien ihn zuerst und typisch ausgebildet, brachte gerade um seiner primitiven Formen willen ungeheure Märkte und weite Steuergelände im Interesse seiner „Weltpolitik“. Es geschah nicht nur, um die höhere Produktionsordnung niederzuhalten, es lag in seinem Wesen, wenn er über das geschlossene Territorium hinausdrängte. Heute, wo die große Industrie den Frieden benötigt, führen Handel und Industrie, mag man sich noch so chauvinistisch gebärden, ihren Expansionskampf mit Handelsverträgen und Schutzzöllen. Damals half man sich mit Hauspolitik und Kabinettskriegen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird das widersinnliche Bündnis zwischen Maria von England und Philipp von Spanien ebenso verständlich wie die Ansprüche, die der letztere beim Ansterben der beiden Nebenlinien des Hauses Valois an den französischen Thron stellte. Und als Ludwig XIV. zu den Grundfragen einer reinen Junker- und Pfaffenpolitik zurückgekehrt, nahm er, bezeichnend genug und keineswegs von ungefähr, den Plan des Spaniers von Paris wieder auf, vertrieb er ebenso die Huguenotten, suchte er ebenso die Niederlande an sich zu reißen, wie er den spanischen Thron mit dem Bourbonen Philipp von Anjou verschönte.

Wir sahen, wie Frankreich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Bahn der Industrie mit Erfolg beschritten hatte. In dem gleichen Maße, wie diese sich entfaltete, drang auch der Calvinismus in das Land. Zuerst freilich waren es Leute der untersten Volksschichten, die zu der neuen Sekte schworen. „Nur dürftige Leute in geringen Verhältnissen wagten es, öffentlich von der genannten Häresie und angeblichen Religion zu sprechen und sie anzuküßeln, wie Schuhmacher, Schneider und andere Handwerker.“ Die Memoiren Condés sprechen davon, nach 1563 seien im niederen Volk neue Predigten gehalten worden und man habe z. B. in Chalons-sur-Saône davon geredet, die drei Ungeziefer: Adel, Richter und Geistlichkeit, aus dem Lande zu jagen. Um eben diese Zeit waren jedoch die Interessen des niederen Volkes von denen des Bürgertums bereits scharf geschieden; ein Gegensatz, den einzelne Köpfe schon in seinen Anfängen klar erkannt hatten. Als z. B. 1534 Heinrich II. schwere Mißstände in der Verteilung und Erhebung der ursprünglichen Grundsteuern der Provence vor sein Gericht zog, trat in den Verhandlungen der Haß des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgertums gegen das niedere Volk in Stadt und Land so kraß zu Tage, daß einer der Redner bemerken konnte, ihm erscheine das Volk wie ein vierter Stand, den die drei anderen verstoßen hätten. Kein Wunder, wenn gleichzeitig das Schwergewicht des Calvinismus von den unteren Massen sich in das bestehende Bürgertum verschob.

Schon beim Tode Franz II. (1560) hatte die neue Lehre in Frankreich so an Einfluß gewonnen, daß sich nicht nur der dritte Stand, sondern auch ein großer Teil der Mitterschicht gegen jede Verfolgung der Hegelei aussprach. Freilich war der Calvinismus nicht allerwärts im dritten Stande nachhaft vertreten oder wagte er sich hervor. So erklärten, als im Edikt von Amboise (18. März 1563) Gewissens- und teilweiser Kultusfreiheit gewährt worden, die vereinigten Stände von Burgund, Frankreich könne so wenig zwei Religionen vertragen wie der Himmel zwei Sonnen. Das hinderte jedoch nicht, daß die Abneigung des dritten Standes gegen die Geistlichkeit überall eine große war. In der Verhandlung der Stände zu Fontenay (August 1561) wurde von jenen nicht nur die Einberufung der Reichsstände in regelmäßigen Zwischenräumen von zwei Jahren verlangt, sowie die Begrenzung der

Amtsdauer für Parlamentsräte und Statthalter auf höchstens drei Jahre, ein Mitglied des Stadtrats von Antun machte geradezu den Vorschlag, die Güter der Geistlichen, deren Wert auf 120 Millionen geschätzt wurde, zu verkaufen. Etwa 42 Millionen sollten zur Schulden tilgung, 30 Millionen auf Ackerbau und Handel verwandt werden; der Rest genüge vollstaus, aus den Zinsen die Geistlichkeit zu besolden!

Ähnliche materielle Gesichtspunkte veranlaßten den hohen Adel zur Stellungnahme gegen den Klerus. „Die Gewissensfreiheit hatte (für ihn) das Recht im Gefolge, die Klöster, die von ihren Domänen eingeschlossenen geistlichen Leben zu zerstören, für ihren Vorteil die Zehnten zu konfiszieren und die religiöse Leitung ihrer Verwaltungen zu erobern.“ Wie in Deutschland die Territorialherren, so neigte in Frankreich die Mitterschicht der neuen Lehre zu; sie trachtete sich von der königlichen Gewalt genau so zu emancipieren, wie die deutschen Fürsten vom Reich und der Lehnsherrlichkeit des Kaisers. Und wie das Bürgertum versuchte, auf die Zeit der Konventionen im 12. und 13. Jahrhundert zurückzugreifen und zum Beispiel in den Sicherheitsplätzen, die den Huguenotten eingeräumt werden mußten, die alten Stadtrepubliken wieder aufleben zu lassen, so sah der Adel sein Ideal in den Zuständen völliger territorialer Dezentralisation, in den Rechten, Freiheiten und Privilegien, die er zu „Chlodwigs“ Zeiten besessen.

Wenn also hoher Adel und Bürgertum sich zusammenschlossen, so war das im Grunde ein Bund auseinanderstrebender Interessen. Ihre Gemeinsamkeit bestand lediglich in dem Gegensatz zur Geistlichkeit. Wollte das Bürgertum diese als den ersten Stand abtun, um nach ihr mit dem Adel als dem zweiten Stande ebenso zu verfahren, so suchte dieser sich auf Kosten des Klerus nur um so fester in den Sattel zu setzen. Weiden gegenüber stellte sich das Königtum, gestützt auf die Geistlichkeit, die Blüthe in den Städten und Telle des Adels. Daneben brach der alte Gegensatz zwischen dem Norden und Süden des Königreichs wieder aus, der jetzt eine neue Schattierung erhielt. Während der Norden zur Industrie von Flandern und Brabant, sowie zum Handel der spanischen Niederlande in engen Beziehungen stand, waltete im Süden die Verbindung mit Italien und Spanien vor, erhielt das nach dem Ozean hin offene Land in den dortigen Seestädten die bedeutungsvollsten Exportzentren des ganzen Königreichs.

Die Verschiedenartigkeit dieser Interessengruppierung kam in den Huguenottenkriegen scharf zum Ausdruck. Politisch drehte sich der Kampf um die Frage der Besetzung des französischen Thrones. Das Haus Valois war dem Ansterben nahe und nach den Grundfragen der Legitimität der meistberechtigten Thronerbe Heinrich von Navarra, der nachmalige Heinrich IV. Dem calvinischen Bekenntnis anhängend und im Süden des Reiches begütert, erblickten der calvinische Adel und das Bürgertum in ihm in gleicher Weise den naturgegebenen Führer. Neben ihm suchten sich die Guisen, das Haus Lothringen zur Königswürde emporzuschwingen. Zunächst die ausgesprochenen Vertreter der katholisch gesinnten Teile des Adels, zogen sie bald den Klerus und die zünftlerischen Elemente der Städte, die jener in der sogenannten Liga vortrefflich zu organisieren verstanden hatte, zu sich herüber, so daß sie in den letzten Zeiten der Valois förmlich als die Regenten Frankreichs gelten konnten. Von einer Schilderung der hin und her schwankenden, ermüdenden Einzelheiten und der vielfach unerhörten Gräueltaten der französischen Religionskriege sehen wir ab. Der Hinweis auf die eine Bartholomäusnacht, die in Paris über 2000, in den Provinzen an die 30 000 Protestanten der blutigen Stanzelheke der fanatischen Predigerbrüder erlegen ließ, reicht hin, die Brutalität des sechshunddreißigjährigen Kampfes zu kennzeichnen. Genug, nach der Ermordung der leitenden Personen der Guisen, nach dem Tode Heinrichs III., des letzten Sprossen der Valois, machte Heinrich IV. seinen Frieden mit dem Klerus, indem er zum katholischen Bekenntnis übertrat. Den

calvinischen Adel zog er mit sich. So endete der Kampf mit einem Kompromiß zwischen Adel, Geistlichkeit und Königtum, ein Kompromiß, der das Bürgertum isolierte und gleichbedeutend war mit seiner Niederlage.

Wohl erließ Heinrich IV. das Duldbungsedikt von Nantes, das die Huguenotten unter erneuter Einräumung von Sicherheitsplätzen vorläufig als konstituierte und bewaffnete politische Partei anerkannte und ihnen gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken, wenn auch keine völlig freie Religionsübung zugestand. Wohl förderte Heinrich IV. ihre Industrie und ihren Handel, den er insbesondere durch die Erwerbung Stanabas zu heben suchte. Aber jener Kompromiß äußerte bald genug seine verhängnisvollen Wirkungen. Schon unter Heinrichs Nachfolger, Ludwig XIII., wenige Jahre vor der großen Revolution, mit der das englische Bürgertum auf der Weltbühne sich einstellte, ward die Macht der Huguenotten als politische Partei durch Machelen gebrochen. Unter dem Minister Ludwigs XIV., Colbert, erlebten sie nochmals eine kurze Zeit industriellen Aufschwungs, um dann von Adel und Geistlichkeit vollends in den Boden getreten, durch den Widerruf des Edikts von Nantes ins Anstaus getrieben zu werden. Damit war die bürgerliche Entwicklung Frankreichs auf lange hinaus ruiniert. Und nicht nur das, in ihr wurde das Städteleben überhaupt getroffen; der ganze dritte Stand ist aus dem politischen Leben Frankreichs gestrichen. Die Generalsstände werden nicht mehr berufen, bis unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution, als das französische Bürgertum im Begriff stand, sich seine Grundrechte durch die Hinrichtung seiner Feinde ebenso zu sichern, wie einst die englische Bourgeoisie Karl I. dem Blutgericht überantwortet hatte. —



Fern im West.

Von Arthur Baar.

Nach Westen hin, der Sonne nach übers welte Meer, zieht seit vier Jahrhunderten ein Strom von Menschen, zuerst schwach, dann immer stärker und machtvoller sich über die Neue Welt ergießend. Erwartungsvoll wurde das neue Land begrüßt, und noch heute hat Amerika für manchen Einwanderer etwas von dem Geheimnis- und Verheißungsvollen, welches die ersten Scharen der Abenteurer umfing, als sie die fremde Küste betraten. Der Strom der Einwanderung hat das Land überschwemmt, und der vordringenden Flut sind die Kinder der Wildnis, die eingeborenen Söhne und Töchter des Landes, zum Opfer gefallen. Sie mochten sich zurückziehen auf die Berge oder tief in die Urwälder, sie mochten sich auf den weiten Prärien sicher glauben oder den Kampf gegen die Gleichgültigkeit mit aller Verzweiflung und Wildheit führen — es nützte ihnen nichts, sie mußten weichen. Wieder und wieder mußten sie den Platz räumen, und nur in ihren erträumten ewigen Jagdgebieten fanden sie Ruhe. Hier aber, im Lande ihrer Väter, wurde ihnen die Jagd auf Wiesel, Hirsch und Bär immer schwerer gemacht, bis sie, müde gehetzt, sich endlich fügten und von den Eindringlingen sich einige Flecken ihres eigenen Landes anweisen ließen, wo sie in bitter erkauften Frieden leben oder auch sterben konnten; denn sie sind dem Untergange geweiht, sie sterben aus.

Eine neue Nation wurde aus dem Völkergemisch in der Neuen Welt geboren: die Amerikaner. Sie erbten alle die Schätze, um welche Spanier, Holländer, Franzosen und Briten miteinander so manche heiße Fehde geführt. Als ihren Geburtstag betrachtet diese Nation den 4. Juli 1776, an dem sie sich von England frei erklärte und als unabhängiges Volk ihre eigenen Wege ging. Der 4. Juli wird alljährlich als größtes Nationalfest gefeiert, in keinem Orte aller Staaten des Bundes geht dieser Tag unbemerkt vorüber. Zur Hundertjahrfeier, 1876, waren alle Nationen der Erde zum Feste eingeladen auf der Weltausstellung in Philadelphia.

Mit einer beispiellosen Energie machten sich die Amerikaner die Kräfte und Schätze ihres Landes zu nütze und ließen sich dabei gern die wertvolle Hilfe der aus fremden Ländern Zustromenden gefallen. Die wirtschaftliche Entwicklung machte schnelle Fortschritte; aus den Ansiedlungen wurden Städte; die alten Städte aber behielten sich gewaltig aus und gewannen an Bedeutung. Eine furchtbare innere Krisis, der Bürgerkrieg von 1861 bis 1864, wurde überwunden und machte dem industriellen Norden die Bahn frei.

Kraftvoll, aber auch rücksichtslos und brutal packten die Amerikaner an. Man hatte die Sklaven frei gemacht, aber man achtete sie deshalb nicht höher und ließ sie wie bisher im Schweiß ihres Angesichts arbeiten. Ackerbau galt als beste Betriebsart in der Landwirtschaft; der jungfräuliche Boden mußte seine Kraft hergeben und dann ließ man ihn liegen, aus Dingen dachte man nicht. Verschwenkerisch wurde mit dem Reichtum der Wälder umgegangen; eine grauenhafte Waldverwüstung fand statt. Schier unermesslich schien der Reichtum des Landes. Erze und Kohlen wurden aus den Tiefen der Erde geholt, Fabriken entstanden, Maschinen wurden gebaut und neue erfunden. Mit der Entwicklung der modernen Produktion wuchs die Industrie, und ein großartiger Handelsverkehr stellte immer neue Forderungen an den Unternehmungsgeist der Yankee. Die Neue Welt wollte die alte überflügeln und zog doch ihre Kulturkräfte aus der alten. Alle Völker der Erde waren in Amerika vertreten und halfen mit am Aufbau des Ganzen, nicht zum wenigsten die Deutschen, deren Intelligenz und Fleiß die Amerikaner viel verdanken. Die Städte wuchsen mit einer kolossalen Geschwindigkeit und in einer ungeahnten Ausdehnung.

Man denke an Chicago, den ersten Handelsplatz der Welt in Getreide und Vieh. 1830 wurde Chicago am Michigan See als ein fester Platz angelegt, der sich gegen manchen Angriff der Indianer zu wehren hatte. Erst seit 1871, nach dem großen Brande, der fast die ganze Stadt in Asche legte, begann die volle Entwicklung Chicagos. In weit größerem Umfange wurde die Stadt schnell wieder aufgebaut, und schon nach zwei Jahrzehnten konnte Chicago unter vielen Städten, die sich darum bewarben, den ersten Anspruch auf eine hohe Auszeichnung erheben. Die vierhundertjährige Gedenkfeier der Entdeckung Amerikas wurde durch die Columbia-Weltausstellung in Chicago (1893) glänzend begangen. So hat noch manche Stadt eine staunenswerte Schnelligkeit in ihrer Entwicklung bewiesen. In den Neu-England-Staaten schossen die Fabriksplätze wie Pilze aus der Erde, neue Handelsplätze entstanden, ein Eisenbahnnetz legte sich über das Land. An den Küsten, auf den Flüssen und Seen entwickelte sich lebhafter Schiffsverkehr. St. Louis blühte am Mississippi als Hauptstadt des Westens auf. 1764 wurde der Ort von Franzosen gegründet, eine Station für den Pelzhandel, jahrzehntelang kann eine Stadt zu nennen. Heute ist der Platz reich an großen Fabrikanlagen und eine Handelsstadt ersten Ranges. 1904 sah St. Louis alle Völker der Erde und ihre Produkte bei sich in einer Weltausstellung, die an Größe alle ihre Vorgängerinnen übertraf. Bei dieser Feier blickte man auf die hundert Jahre zurück, die seit der Erwerbung des Staatenkomplexes, Louisiana-Gebiet genannt, verfloßen waren. Dies Gebiet umfaßte über eine Million Quadratmeilen (englisch); es wurde vom ersten Napoleon den Amerikanern für fünfzehn Millionen Dollars im Jahre 1803 verkauft. Mit Stolz weist man darauf hin, was aus jenen Wüsten, Prärien und Urwäldern geworden ist, die Napoleon so gering schätzte. Nur ein kleiner Teil davon ist bis jetzt ausgenützt; aber da liegen Städte und Farmen, bebauete Felder, Fruchtgärten, Bergwerke und Miesenzabriken. Eisenbahnen und Schiffe, Telegraphen und Telephone stellen eine enge Verbindung her über weite Strecken. Vor hundert Jahren war das Gebiet westlich vom Mississippi noch eine Wildnis und es gehörte große Kühnheit dazu, in diese Wildnis einzudringen. Im Jahre

1825 wagte ein kleiner Trupp von etwa dreißig Jägern und Fallschülern sich vor und gelangte auch bis nach Californien, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück und fand wenig Nachahmer.

Wieder verflossen 25 Jahre, da begann ein gewaltig starker Zug nach dem Westen. Unaufhaltsam ergoß sich ein Menschenstrom über den Kontinent nach Westen, von der Atlantik-Küste, von den Ufern des Missouri und Mississippi nach der Küste des Pacific-Ozeans. Durch Wüsten, über hohe Gebirge, die Küste entlang; immer nach Westen zu, woher Kunde gedungen war von dem Goldland Californien. Im Mai 1849 brach am Missouri ein Heer von 20.000 Menschen auf, um nach Californien zu gehen. Wagen, Ochsen, Esel und Pferde wurden mit Vorräten beladen, mit Lebensmitteln für ein ganzes Jahr. Man mußte 2000 englische Meilen zu Fuß zurücklegen. Der Weg ging durch unbekannte Wildnis, durch Wüsten, in denen oftmals schrecklicher Wassermangel ausgehalten werden mußte. Mit großem Zorn sahen die zahlreichen Indianerstämme die Fremden in ihr Land hereinkommen; sie widersezten sich und beunruhigten den gefährlichen Zug, aber ihn aufzuhalten war unmöglich. Viele Kämpfe entbrannten, in denen die Feuerwaffe der Weißen immer den Sieg davontrug. Trotzdem kostete dieser Zug viele Opfer, die den Leiden und Entbehrungen oder den Ueberfällen der Indianer erlagen. Viertausend Tote blieben am Wege liegen.

Zwanzig Jahre später war eine Eisenbahn gebaut — ein bedeutendes und großartiges Werk der Zeit. Der Zug nach dem Westen riß Tausende mit, trotz aller Gefahren und Beschwerden. „Go west, young man, go west, wenn Du Dein Glück machen willst,“ diesen Rat gaben die Alten den Jungen im Osten. Ebenso rief man den Einwanderern zu, welche glaubten, den ferneren Westen erreicht zu haben, wenn sie nach langer, langer Ozeanfahrt das ersehnte Land erblickten. Und nun sollten sie noch das ganze Land durchmessen, von einem Ozean zum andern! Mancher wagte es und kam nach einem halben Jahre in Californien an. Heute macht man die Reise in fünf bis sechs Tagen; die schnellsten Züge brauchen nur etwas über vier Tage von New-York nach San Francis.o.

Unter den Staaten im äußersten Westen: Californien, Oregon und Washington, die an der Küste des Pacific-Ozeans liegen, ist der erstere Staat der bedeutendste; er ist ausgezeichnet durch den Reichtum und die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch klimatische Vorzüge und durch landschaftliche Schönheit. Reicher und wertvoller als Gold und Del im Boden Californiens ist die treibende Kraft im Schoße der Erde, die goldene Freilichte und volle Mehren dem bietet, der mit Fleiß den Acker zu bearbeiten versteht. Die Sonnenstrahlen locken mit ihrer Zauberkraft aus den verschlossenen, geheimnisvollen Schollen, was der Boden wunderbares birgt, sobald nur die Wasser kommen und ihn weich und willig machen. Es fehlt an Wasser in Californien; aber es ist in des Menschen Macht gegeben, die Wasser dahin zu leiten, wo sie begehrt werden und notwendig sind. Gute Anfänge hat man in dieser Richtung auch bereits unternommen. Die Irrigation, die künstliche Bewässerung, hat in den letzten Jahren viele Fortschritte gemacht, und prächtige Resultate werden dort erzielt, wo bewässert wird. Wenn der Mensch die Naturkräfte zu seinem Nutzen spielen lassen wollte, könnte er aus den großen Wüsten, die es in Californien gibt, blühende Gärten machen. Kein Tröpfchen Regen fällt während der vier Sommermonate, von Juni bis September. Alles ist verbrannt von den heißen Sonnenstrahlen; ein fahles Gelb ist die Farbe der Wiesen; grau leuchten die Hügel, die im Winter und Frühling in einem lieblichen Grün stehen. Der Winter ist die Regenzeit. Ein regenarmer Winter bringt Leid und Not über die Bevölkerung; aber gewöhnlich regnet es in reichem Maße. Der Regenschall wird genau gemessen in den zahlreichen Stationen für Wetterbeobachtung und das Resultat den Zeitungen täglich übermittelt. Im Norden regnet es regelmäßig stärker, im Süden viel schwächer; an manchen Orten

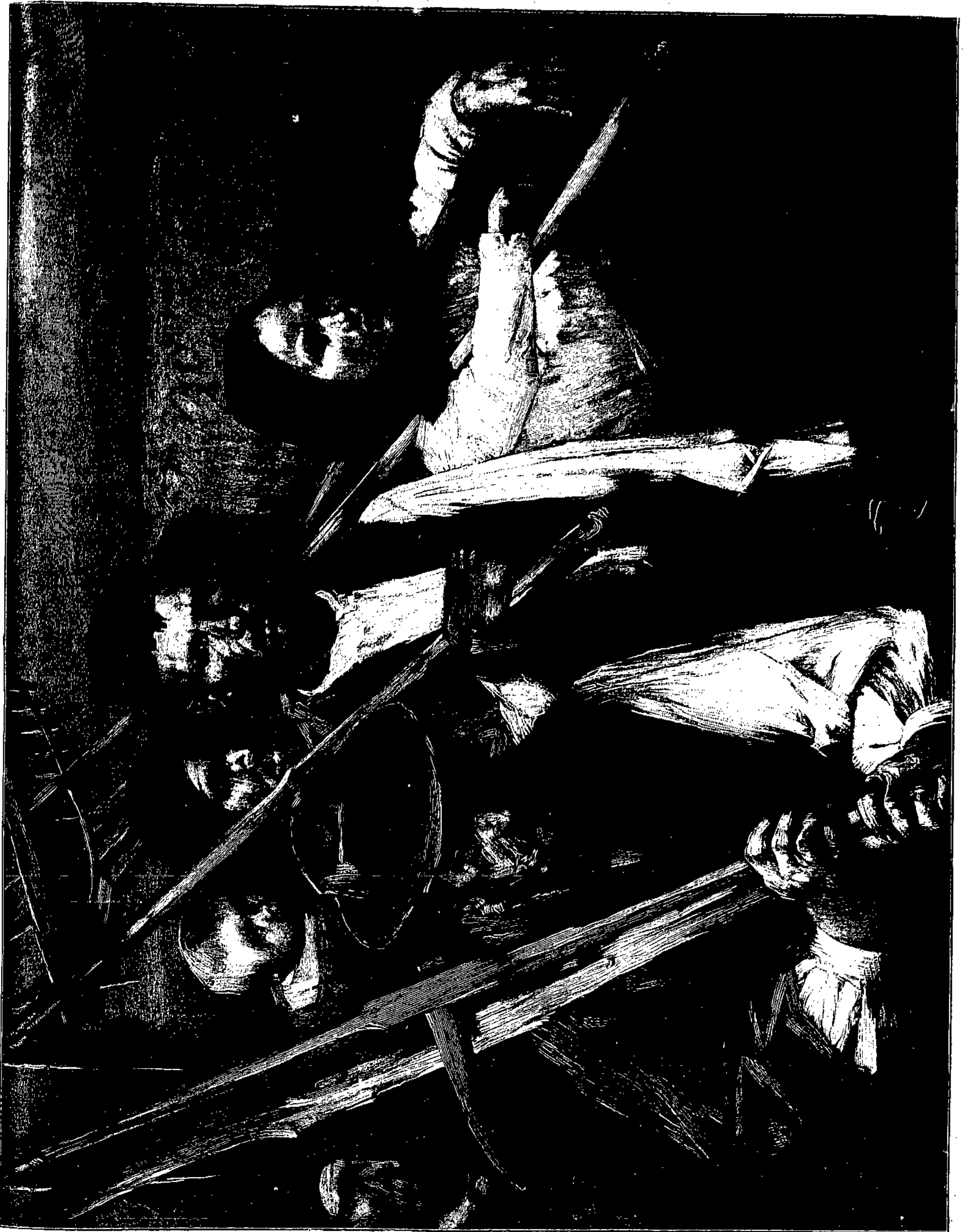
fällt überhaupt kein Regen. San Francisco ist gewöhnlich den Durchschnittsfall an. Um den Farmer zu befriedigen, muß der Durchschnitt wenigstens fünfzehn Zoll während der ganzen Saison tragen; ist es mehr, um so besser für den Landwirt und den Bergmann. Weibe brauchen das Wasser sehr notwendig. Ohne Ströme und Bäche voll unentbehrlichen Wassers und seiner Kraft kann kein Gold aus Erde und Gestein nicht gewonnen werden. Mit heller Freude wird oft so ein kräftiger, langer erwarteter Regen begrüßt, mit einer Freude, die man sich hier gar keine Vorstellung machen kann. Schmutz und Berggulligen läßt sich manch alte Farmer bis auf die Haut durchhassen oder er hat sein Pferd, spannt an und sagt durch den nächsten Ort, den Hut schwenkend und Hurra rufend, begrüßt von freudig leuchtenden Gesichtern ringsum.

Im Verhältnis zu der vorhandenen Notwendigkeit ist bis jetzt nur wenig geschehen, um das zeitweilig im Winter so überreichlich niederströmende Maß in Reservoiren aufzuspeichern, anstatt es ungenützt in den Ozean fließen zu lassen. Für den Süden mit seinen großen Orangenhainen und anderen ausgedehnten Anlagen für Frucht ist die künstliche Bewässerung eine Lebensfrage und dort kann man auch auf schöne Erfolge hinweisen. Californien ist die Fruchtkammer der Vereinigten Staaten, die stets mit Vorräten gut versehen ist und das ganze Jahr hindurch Eisenbahnzüge voll Früchte versendet; denn bald ist die Reifezeit der einen, bald der anderen Frucht da. Alle Arten gedeihen, die nicht ausschließlich das Tropenklima zu ihrer vollen Entfaltung haben müssen. Der Weinbau wird sehr gepflegt, Californiens Weine erfreuen sich eines guten Rufes. Seit einigen Jahren werden die besten Feigenarten gezüchtet, indem man eine Wespenart einführt, die zur vollen Entwicklung der Feige notwendig war. Die Nabel-Orangen, die keine Samenkerne haben; sind sehr begehrt als eine californische Spezialität. Mit Oliven, Ananas, Datteln, Mandeln, von den „gewöhnlichen“ Früchten gar nicht zu reden, wird ein immer wachsender Handel getrieben.

Das Klima Californiens ist ein so prächtiges, weil die warme Ozeanströmung *Nuro Sivo* (blaues Salz), von Japan kommend, der westlichen Küste Nordamerikas sich nähert und an Californiens Westküsten in einer Breite von tausend englischen Meilen vorbeizieht. Die Durchschnittstemperatur des Jahres in diesem Strom beträgt 57,890 Grad Fahrenheit. Der warme Luftstrom, der dadurch erzeugt wird, gibt Californien das milde Klima. Nur die hohen Berge haben im Winter Schneemützen angelegt. Ein wenig zeigt sich der Winter in hohen Gegenden und dort, wo die Küste weit entfernt ist; aber seine Macht ist nur gering. Der Schrecken so mancher Staaten im Osten der Union, die Wüsten, sind in San Francisco unbekannt. Ebenso wenig kennt man andere wilde Stürme, wie die Tornados; Gewitter gehen sehr selten nieder; dagegen spürt man häufig Erdbeben leichter Art. Wer sehr nervös ist, den beunruhigt ein Erdbeben mehr, als irgend ein furchtbarer Sturm oder ein schweres Gewitter; er wird aufgeschreckt aus dem tiefsten Schlaf, und doch rechnet man diese Erdbeben meistens nur nach Sekunden, seltener nach Minuten. — Große Hitze ist leicht zu ertragen in Californien, weil der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr geringer ist.

Ueberraschend für den Fremden ist die Verwandlung der Natur im Winter, wenn sie ihr graues, staubiges Sommerkleid auszieht und sich langsam umkleidet. Ein Gewand von grünem Samt legt sie an, geschmückt mit herrlichen Blüten. Im Golden Gate Park in San Francisco kann man das ganze Jahr hindurch im Grünen wandeln. Die schönsten Ausflüge kann man im Winter in die Berge und Wälder der näheren Umgebung von San Francisco machen. Da schäumen die Bäche im wilden Lauf, aus tausend Rinnsalen gespeist, rauschende Wasserfälle bildend, es grünt und duftet ringsum, die Luft ist rein und klar und jeder Ausstieg bietet ein anderes Bild.

Die Großartigkeit und Schönheit der Natur offenbart sich in Californien in hervorragender Weise.



Schnitter. Nach einem Gemälde von János Vaszary.

Hohe Bergspitzen grüßen von Osten her, von der Sierra Nevada, darunter der Mount Whitney, der höchste Berg in den Vereinigten Staaten, 4541 Meter hoch. Auf der anderen Seite zieht sich das Kaskadengebirge entlang, unterbrochen von zahlreichen, fruchtbaren Tälern. Wohlbekannt ist das Yosemite-Tal, nur 24 Kilometer lang und durchschnittlich 1,5 Kilometer breit. Es bietet Szenarien von unerreichter

Großartigkeit, berühmte Wasserfälle, Schluchten und Felsenhöhlen.

Weltberühmt sind Californiens prachtvolle Rotholzwälder; keine Mammutbäume erregten das Staunen der ganzen Welt, als sie vor etwa 50 Jahren entdeckt wurden. Das sind ehrwürdige, tausendjährige Waldriesen, dem Rotholz nahe verwandt, die eine Höhe bis nahezu hundert Metern erreichen und im

Umfang 10 bis 15 Meter messen. Einzelne Exemplare gibt es bis zu 35 Meter Umfang. Im Mariposa-Gain stehen auf einem Stamm von zwei englischen Quadratmetern 500 bis 600 dieser Waldriesen. Diese alten Bäume sind vom Staate geschützt vor der Zerstörung; aber so mancher prächtige Rotholzwald ist schon der blanken Säge zum Opfer gefallen. Neuerdings bemüht man sich, die

Wälder zu erhalten, die noch vorhanden sind; aber es ist immer erst ein Sturm in der Öffentlichkeit notwendig, ehe ein Privatbesitzer mit seinem Besitzungswert innehält. Dann erwartet er ein hohes Angebot für die Verzichtleistung auf seine vermehrlischen Rechte, sonst schneidet er gleichmütig weiter in profaische Bretter und Balken die poestennwobenen Kinder des Waldes.

Groß und schön ist Californien, beinahe so groß wie Deutschland, und hat doch nicht einmal soviel Bewohner wie Berlin. Hätte nicht die Kunde vom Golde den Strom der Einwanderung nach Californien gelenkt, wäre es noch weit mehr zurück in der Entwicklung. Nach dem Zensus von 1900 hat der Staat nur 1 485 053 Einwohner, darunter 820 531 männliche und 664 522 weibliche. Die Weiblichkeit war immer etwas schwach vertreten in Californien, zum großen Leidwesen so manchen jungen oder auch alten Goldgräbers tief in den Bergen, der gern eine Frau mit Gold aufgewogen hätte. Von den beiden anderen Staaten im äußersten Westen haben Oregon 413 536 und Washington 518 103 Einwohner.

Am 19. Januar 1848 fand ein Mann — Marshall war sein Name — beim Bau einer Sägenmühle im Kreise Eldorado das erste Gold; da lagen im Schlamm, vom Wasser ausgespült, gelb glänzende Körner, reines Gold. Eine große Erregung ergriff alle Anseher; jeder wurde ein Goldgräber. Als die Kunde nach dem Osten gelangte — was allerdings ein ganzes Jahr dauerte — kamen bald die großen Scharen der Goldhugrigen; durch diesen Menschenstrom wurden dann die Verhältnisse in Californien gänzlich umgestaltet. Die erste Nachricht von Goldfunden war schon im September 1848 in einer Zeitung in Baltimore erschienen; aber man legte zuerst wenig Wert darauf, bis 1849 bestimmtere Mitteilungen aus Californien das Goldfieber mit aller Heftigkeit ausbrechen ließen. Eine Menschenwelle nach der anderen wälzte sich nach dem Goldlande; auch einige Schiffe mit Goldsuchern machten sich auf die Reise mit dem Kap Horn herum.

San Francisco, die kleine Stadt von einigen hundert Häusern, die verstreut an der Bai und auf den nahen Hügel lag, war fast von seinen

Bewohnern verlassen worden; die Nachricht von den Goldfunden hatte sie alle hinweggelockt. Bald aber merkten spekulative Köpfe, daß viel mehr Gold damit zu gewinnen sei, daß man die Lebensbedürfnisse der Goldgräber befriedigt, als selbst nach Gold zu graben. Dogler- und Wirtshäuser, Warenlager und Spielhallen entstanden. San Francisco war der Mittelpunkt für Handel und Wandel und bewies eine bedeutende Anziehungskraft. 1776 von Franziskanermönchen gegründet, hatte die Stadt 1847 nur 459 Einwohner. Anfang 1849 wohnten in „Frisco“, wie es kurz genannt wurde, 2000 Menschen und zu Ende desselben Jahres waren es schon 20 000.

Am 28. Februar 1849 kam das erste Dampfschiff nach San Francisco: viele andere folgten ihm in kurzer Zeit. Von 1850 bis 1856 war gefährlich in San Francisco zu leben; da verschaffte sich jeder mit dem Revolver sein Recht. Ein großes Verbrecherelement war angelockt worden, welches durch organisierte Banden die Bürger terrorisierte. Gegen diese Banden wurden Wilsanz-Komitees gebildet, welche bald noch berüchtlichter wurden als jene, aber doch die Verbrecherewelt gewaltig in Schrecken setzten. Ohne viele Umstände wurde nach dem Spruch eines schnell eingesetzten Gerichts gehängt, wer als Mörder und Räuber angeklagt war und wen man fangen konnte. Die Verdächtigen wies man aus, d. h. man setzte sie auf die ausfahrenden Schiffe. Diese Schiffe brauchten immer Leute; denn es war sehr schwer, Arbeitskräfte zu erhalten. Sobald ein Schiff im Hafen ankam, besetzte die ganze Mannschaft; jeder wollte Goldgräber werden. Einmal lagen 400 Schiffe im Hafen, die sich nicht rühren konnten, weil keine Besatzung aufzutreiben war.

San Francisco wurde reich. An Stelle der Hütten errichtete man Häuser. Ein solides Stadtviertel nach dem anderen entstand. 1860 stieg die Bevölkerung auf 56 800 und 1870 auf 150 000 Köpfe. Die Stadt am Goldenen Tor wurde die Handelsmetropole für die ganze Pazifikküste und hat diese Stellung zu behaupten gewußt. Heute gilt dies noch in ganz anderer Weise als damals. Die Stadt besitzt jetzt großartige Anlagen und Bauten, ihr Verkehr, ihr Handel und ihre Industrie sind

hoch entwickelt. Das moderne, 400 000 Bewohner zählende San Francisco würde von manchem alten Goldgräber wie ein Weltwunder angestarrt werden. Wenige gibt es noch, die im Strudel der alten Zeit mitkämpften und ihr „Frisco“ wachsen und werden sahen, und gern erzählen die Alten von ihren jungen Tagen. Szenen aus der Goldgräberzeit sind heute in den Theatern der Stadt kräftige Ingstliche. Das Publikum ergötzt sich daran. Eine neue Zeit hat alle alten Spuren verwischt. Wo vormals die Herbergen, Schnapsbuden und Spielhäuser der nach Frisco kommenden Goldgräber standen, da sind jetzt elegante Hotels errichtet, Restaurants, Wein- und Bierpaläste, Theater und Konzerthallen. Die großen Lagerhäuser und Geschäftsgebäude sind ebenso aus Stein und Stahl gebaut, wie irgend ein Geschäftspalast in New-York oder Chicago. San Francisco ist aus dem Goldgräber-Camp eine der modernen Handels- und Industriestädte der Welt geworden.

Die industrielle Entwicklung Californiens hat in der Neuzeit große Fortschritte gemacht und daran hat San Francisco mit seiner stetig wachsenden Industrie neben dem an Ausdehnung gewinnenden Handel einen hervorragenden Anteil. Im Jahre 1899 wurde ferner ein ungeahnter Delreizum in Californien entdeckt und damit der Industrie ein großer Aufschwung gegeben. Es mangelt an Kohle in Californien und man begann, Del anstatt der Kohle für den Maschinenbetrieb zu verwenden. Eine der ältesten Industrien in San Francisco ist die Herstellung von Maschinen für Bergwerke und Sägemühlen. Man ist „fortgeschritten“ bis zum Bau von Kriegsschiffen — allerdings ein gefährlicher Fortschritt.

San Francisco hat den Ehrgeiz, ein New-York zu werden, fern im West, an der Pazifikküste den Mittelpunkt zu bilden für den von der Zukunft erwarteten großen Handel Amerikas mit Asien. Von San Francisco aus haben die Amerikaner einen ganz neuen Zug nach dem Westen gewagt; sie haben Hawaii und die Philippinen in Besitz genommen und dort wird bereits ein amerikanisches Wankland aufgebaut, welches zu dem früheren spanischen in einem scharfen Kontrast steht. Der Goldhunger fällt in ein neues Gebiet ein, sucht neue Abenteuer, ist nach neuen Schätzen lüftern. —



Wann kommst du, Stunde . . . ?

Von Wilhelm Dieck.

Der Himmel spannt in weitem Bogen
Sich über mir so rein und blau,
Und Sonnengold liegt auf den Bogen
Der reichen, Kornbestand'nen Au.

Rings um mich her ist's schwül und stille,
Am Stirn und Wang' streicht warm die Luft,
Berauschend strömt aus Blütenfülle
Ein süßer, schwerer Sommerdust.

Jetzt raunt und singt es lind und leise
Und klingt — ein heimlich, altes Lied,
Gar seltsam bringt die zarte Weise
Und träumerisch mir ins Gemüt.

Mein Blick bleibt an dem Kornfeld hängen:
Fast goldgelb steh'n die Aehren schon,
Kornblumen blau dazwischen prangen
Und leuchtend: schöner, roter Mohn.

Welch ein geheimnisvolles Weben
In dieser goldgelben Flut!
Ein wunderbares Leuchten, Leben
Steigt aus dem Blau, der Purpurglut.

Und wie ich mit verträumten Sinnen
Hinüberschaue unverwandt,
Die Farben jetzt Gestalt gewinnen,
Und eine Macht hält mich gebannt —

Und aus den vollen, gold'nen Fluten,
Aus diesen Bogen rot und blau,
Umstrahlt von Purpursonnengluten,
Steigt eine ernste, schöne Frau.

Gewänder weich und weiß und blendend
Umhüllen ihre Lichtgestalt,
Und von den Schultern, Flammen sendend,
Ein purpurroter Mantel wallt.

Goldblonde Flechten reich umschmiegen
Ein edel-schönes Angesicht;
Doch tiefer Ernst liegt in den Bügen,
D'raus still geheime Trauer spricht.

Und auf den Locken, weithin glühend,
Strahlt eine wunderbare Kron',
Wie Rosenhecken köstlich blühend,
Wie leuchtend brennendroter Mohn.

Der ganze Himmel steht in Flammen
Und rosig schimmert rings die Welt:
„Nun jauchzet Menschen, allzusammen,
„Die Freiheit ihren Einzug hält!

„Nun ist sie da, die heil'ge Stunde,
„Die kraftvoll uns're Fesseln bricht,
„Nun schall' es laut von Munde zu Munde:
„Es weicht die Nacht, es fliegt das Licht!

„Nun sind wir frei; im Völkerfrieden
„Dem Geiste keine Schranke wehrt,
„Die Zeit ist kommen, wo hienieden
„Im Menschen man den Menschen ehrt!“

Begeistert will ich zu ihr bringen,
Da hebt die Göttin ihre Hand:
„Erwache, Menschheit!“ hör' ich's klingen
Von ihrem Mund, und sie entwand . . .

Da liegt die alte Welt noch immer;
Still geht der Tag zur Rüste schon,
Das Kornfeld wogt in gold'nem Schimmer,
Rot aus den Aehren glüht der Mohn. —

Der Spartopf.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Schluß.)
Morgens um fünf wachte Peter auf und sah zu seiner Überraschung, daß sein Wulmeter angezogen war und den alten Thomas sein Zeug hübsch zusammenlegte. Zuerst dacht' er, daß sein verrückt geworden wär', daß er sich so mit dem alten Mann sein Zeug abquälte, aber ehe, daß er sprechen konnte, hatte sein gemerkt, daß er wach war, und glug nach ihm 'ran und flüsterte ihm zu, er sollt' sich anzieh'n, ohne Lärm dabel zu machen. Das tat Peter denn auch und war noch mehr erstaunt, als er sah, daß sein alt den alten Mann sein Zeug in'n Klobel knotete und damit auf die Zehenspißen aus 'n Zimmer schlich.

„Wilst Du sein Zeug verstecken?“ sagt er.

„Ja,“ sagt sein und geht voran die Treppe runter, in 'n Leihhaus. Der Alte soll heute für unser Pläster bezahlen.“

Am kapierte Peter den Witz und flug so laut an zu lachen, daß sein ihn man drohen mußte, er würd' ihn den Schädel einschlagen, um ihn still zu kriegen. Sein lachte selbst, als sie draußen waren, und schließlich, nachdem daß sie herumspaziert waren, bis die Läden auf waren, gingen sie zu 'nen Pfand-leih und versteckten den alten Thomas sein Zeug für fünfzehn Mark.

Das erste, was sie taten, war, daß sie sich 'n gutes Frühlück geben ließen, und als sie wieder 'ranstamen, lachten sie übers ganze Gesicht und fingen an, sich 'n vergnügten Tag zu machen. Sein war in die beste Stimmung und Peter auch, und der Gedanke, daß der alte Thomas im Bett lag, während sie sein Zeug vertrauten, machte ihnen 'nen dollen Spaß. Zweimal an den Abend sprach 'n Konstabler mit sein wegen sein Tanzen auf's Trottoir, und wie sie soweit waren, daß das Geld alle war, hatte Peter seine liebe Not, ihn nach Hause zu kriegen.

Der alte Thomas lag im Bett, als sie ankamen, und seine Stimmung war schauerhaft; aber sein setzte sich auf sein Bett und lächelte ihm an, als wenn er ihn Komplimente machen tät.

„Wo is mein Zeug?“ fragte der alte Mann und drohte die beiden mit seine Faust.

Sein lächelte ihm an und machte dann seine Augen zu und schlief ein.

„Wo is mein Zeug?“ fragte Thomas nun zu Peter.

„3—eu—h?“ erwiderte Peter und glockte ihm an.

„Wo is es,“ sagte Thomas.

Es dauerte lange, bis Peter verstehen konnte, was er eigentlich wollte, aber sowie er's tat, ging er auf die Suche danach. Das Trinken hat 'n verschiedenen Effekt auf die Leute, und der Effekt, den es immer auf Peter hatte, war, daß es ihn zu den hübschsten Menschen machen tät, der je gelebt hat. Er brachte die halbe Nacht damit zu, auf alle Viere herumzukrabbeln und nach das Zeug zu suchen, und vier- oder fünfmal wachte der alte Thomas auf, daß er von Erdbeben träumte, und fand dann, daß Peter sich unter sein Bett geklemmt hatte, und wimmerte sich, was mit ihm los wär'.

Keiner war in die beste Stimmung, als sie am nächsten Morgen aufwachten, und sein hatte kaum seine Augen auf, als Thomas ihn schon wieder wegen sein Zeug fragte.

„Laß mir mit Dein Zeug zufrieden,“ sagte sein, „schneck mal von was anderes zur Beräumerung.“

„Wo ist es geblieben?“ fragte Thomas und saß auf'n Rand von sein Bett.

Sein gähnte und griff in seine Westentasche — denn keiner von beiden hatte sich ausgezogen — und holte den Pfandschein raus und warf ihn auf die Erde. Thomas nahm ihn auf und flug dann an, wie verrückt im Zimmer rumzutanzten.

„Wilst Du wirklich sagen, daß Du mein Zeug versteckt hast?“ schrie er.

„Ja, ich und Peter,“ sagte sein, und saß im Bett auf und machte sich parat für 'ne Prügelei.

Thomas kuckte auf sein Bett zusammen. „Und was soll ich nun machen?“ fragte er.

„Wenn Du artig bist,“ sagte sein, und uns unser Geld gibst, wollen ich und Peter hingeh'n und es wieder einklösen. Das heißt, wenn wir unser Frühlück gehabt haben. Die Sache hat keine Elle.“

„Aber ich hab' das Geld ja garnich,“ sagte Thomas, „es war alle in das Sackenfutter eingenäht. Ich hab' nur ungefähr fünf Mark. Da haste schon was angerechnet, sein.“

„Du bist doch 'n alter Schafstopp, sein,“ sagte nun wieder Peter.

„In das Sackenfutter eingenäht?“ stammelte sein und glockte ihm an.

„Die Scheine, ja,“ sagte Thomas, „und sechzig Mark in Gold waren in die Milge versteckt. Habt Ihr die auch versteckt?“

Sein sprang ganz aufgeregt auf und marschierte im Zimmer auf und ab. „Wir müssen hingehen und das Zeug gleich wieder einklösen,“ sagte er.

„Und wo ist das Geld dazu?“ fragte Peter.

Daran hatte sein nicht gedacht und er kriegle 'n schönen Schreck. Keinen schien was einzufallen, wo sie die übrigen zehn Mark herkriegen sollten, und sein war so konfus, daß er garnich da auf achten tat, was Peter ihm für Namen gab.

„Laß uns mal hingeh'n und sagen, wir möchten es gern noch mal sehen, weil wir 'n Eisenbahn-billet darin hätten stecken lassen,“ sagte Peter.

Thomas schüttelte den Kopf. „Da is nur ein Weg, wie wir's machen können,“ meinte er. „Wir müssen Dein Zeug verstecken, sein, um meins rauszukriegen.“

„Das ist das einzigste, sein,“ sagte Peter und kriegle wieder Mut. „Was hat das nun für'n Zweck, sich so anzustellen. Es ist doch für Dir nicht schlimmer, mal für'n Augenblick ohne Zeug zu sein, als es für den armen alten Thomas gewesen is.“

Es dauerte 'ne ganze halbe Stunde, bevor sie sein dazu kriegen konnten, daß er das einfach. Erst wollt' er, daß sie Peter sein Zeug statt seines h'ntragen wollten, und als Peter darauf hinwies, daß es zu schäbig wär, um zehn Mark zu bringen, hatte er 'ne Menge zu schimpfen, wie man wohl solche Lumpen tragen könne, und zuletzt, in volle Mut, riß er sich sein Zeug runter und warf's in'n Haufen auf die Erde.

„Wenn Du in 'ne halbe Stunde nicht wieder da bist, Peter,“ knurrte er ihm an, „denn wirste von mich was zu hören kriegen, das kann ich Dich sagen.“

„Da reg' Dir man nicht um auf,“ grinste Thomas.

„Ich werd' selbst damit hingeh'n.“

„Du?“ sagte sein; „aber das kannst ja garnich. Du hast ja kein Zeug.“

„Ich werd' Peter sein Zeug anziehen,“ grinste Thomas wieder.

Peter bat ihn, Vermunft anzunehmen, aber es hatte keinen Zweck nich. Er hatte den Pfandschein und zuletzt zog Peter, der all das vergessen hatt, was er sein Wulmeter über das Fluchen gesagt hatt, sein Zeug Stück für Stück aus und schmiss es auf die Erde, und sagte Thomas einiges, was er von ihm denken tät.

Der alte Mann quälte sich nicht darnun. Er zog ganz langsam und bedächtig Peter sein Zeug an und machte sie fast verrückt, daß er noch Zeit verschwendete, daß er erst noch sein Bett machte.

„Nach' so rasch, als Du kannst, Thomas,“ sagte sein schließlich; „denk' an uns, wie wir beide hier sitzen und auf Dir warten.“

„Ich werd's nicht vergessen,“ sagte Thomas und kam dann noch mal zurück, nachdem er schon halb nach unten gegangen war, und steckte den Kopf durch die Tür und bat sie, sie sollten aber nicht ausgeh'n zu trinken, während daß er weg wär'.

Es war neun Uhr, als er wegging, und um halb zehn wurde sein ungeduldig und wimmerte sich, was ihn passiert wär', und als es zehn schlug, und kein Thomas sich sehen ließ, lehnten sie beide zum Fenster raus, mit ihre Bettlaken um die Schulter, und kuckten die Straße entlang. Um elf Uhr war Peter ganz uledergeschlagen und sein war so wild, daß er bange war, mit ihm zu sprechen.

Sie brachten den Rest von den Tag damit hin, daß sie aus'n Fenster kuckten, aber es war nicht eher als halb fünf Uhr nachmittags, daß Thomas, der noch immer Peter sein Zeug anhatte und ein Paar große grüne Pflanzen unter seinen Arm trug, in die Straße einbog, und nach die Art, wie er lachte, dachten sie, daß alles in Ordnung wär'.

„Wo bist Du so lange gewesen?“ sagte sein mit leise und strenge Stimme, als Thomas g'rade unter ihr Fenster stehen blieb und nach sie ranfuhrte.

„Ich traf 'n alten Freund,“ sagte Thomas.

„Trat 'n alten Freund?“ sagte sein wütend.

„Was fällt Dich ein, die Zeit so zu verschwenden, während wir hier oben sitzen und verhungern?“

„Ich hatt' 'n seit Jahren nicht geseh'n,“ sagte Thomas „und die Zeit ging hin, ohne daß ich's merkte.“

„Das scheint so,“ meinte sein bitter. „Na, und is das mit das Geld in Ordnung?“

„Ich weiß nich,“ sagte Thomas, „ich hab' das Zeug noch nich.“

„Was?“ brüllte sein und fiel beinahe aus das Fenster. „Was hast Du denn mit meins gemacht? Wo is es? Kommt' mal 'ranf.“

„Ich will lieber nich 'rankommen,“ sagte Thomas, „denn ich bin nicht ganz sicher, ob ich's recht gemacht hab'. Ich bin es nicht gewohnt, zu die Leihhäuser zu gehen, und ich spazierte davor herum und versuchte reinzugehen, aber ich bracht's nicht fertig.“

„Na, und was tat'st De dann?“ sagte sein, der kaum noch an sich halten konnte.

„Während ich versuchte, zu 'n Entschluß zu kommen,“ sagt der alte Thomas, „sah ich 'n Mann mit 'n Handwagen voll niedliche Pflanzen. Er wollt' 'r kein Geld für haben, nur altes Zeug.“

„Altes Zeug?“ schrie sein mit 'ne Stimme, als wenn er aus Erstickten is.

„Ich dacht', das wär' so 'n bißchen Erlin für Euch zum angucken,“ sagte der alte Mann und hielt die Pflanzen hoch. „Man kann nicht wissen, wie lange Ihr da oben noch bleiben müßt. Die große ist Dein, sein, und die andere is für Peter.“

„Wilst Du verrückt geworden, Thomas?“ sagte Peter mit zitternde Stimme, nachdem sein versucht hatte, zu sprechen.

Thomas schüttelte den Kopf und grinste sie an und denn, nachdem daß er Peter gesagt hatte, er sollte sein sein Laten 'n bißchen mehr um die Schultern ziehen, aus Angst, daß er sich verfallen könnt', sagt er, er wollt' ihre Wirkin Bescheid sagen, daß sie 'n bißchen Butterbrot und 'ne Tasse Kaffee reinschicken sollt'.

Sie hörten ihn, wie er an die Tür mit die Wirkin sprach, und dann ging er eilig weg, ohne sich umzugucken und die Wirkin ging an 'r amern Seite von 'r Straße auf und ab, mit ihre Schürze in ihren Mund gestopft, und tat so, als wenn sie nach ihre Schornsteine kuckte.

Thomas kam den Abend überhaupt nicht nach Hause und am nächsten Morgen merkten die beiden unglücklichen Kerle, wie sie reingelegt waren. Es war ganz klar, daß Thomas sie angeführt hatte, und Peter war ziemlich sicher, daß er das Geld aus 'n Bett nahm, während er so tat, als wenn er's machte. Der alte Thomas hielt sie da drei Tage fest und schickte sie ihr Zeug stückweise und jeden Tag zwei Mark zum Leben. Aber sie sahen ihn nicht eher wieder, als bis sie alle an Bord von die „Chemnitz“ ammusterten, und sie sahen ihr Geld nicht eher wieder, als bis sie zwei Meilen hinter Cuxhaven waren.“ —

Schnitt. Goldgelb auf allen Feldern leuchtet das reife Korn. Die Tage der Ernte sind gekommen, und mit ihr die Zeit der härtesten Arbeit. Beim ersten Morgenrauen ziehen sie hinaus. Männer und Weiber. Ein langer Zug. Die Schnittler haben ihre Sensen geschultert. Mit den Flecken kommen die Mädchen und Frauen. Ein schwerer Ernst liegt auf allen Gesichtern, auf den jungen und den alten. Einträglich, schleppenden Schrittes geht es vorwärts. Kein Wort, kein Lächeln. Die müden, verhärmten Augen suchen den Weg, starren glanzlos ins Weite. Eine Frau hat ihr Kleinstes auf den Rücken gebunden. Daheim kann sie das Kind nicht lassen, und die paar Pfennige, die die Arbeit abwirft, will sie gleichfalls nicht missen. Gebückt schreiten zwei ältere Männer; Arbeit und Not haben ihnen den Rücken früh gekrümmt. Auch dem Vorseher und dem jungen Mädchen an seiner Seite stiehlt sich kein Lächeln in die frischere Gesichter. Hart ist das Leben für jeden, der mit ihm um das Brot des Tages ringen muß. Das wissen die beiden. Aber gerade das hat ihnen den Trost und das Vertrauen auf die eigene Kraft wachgerüttelt. Sie lassen nicht milde und hoffnungslos das Haupt sinken. Jetzt hat er die Lippen aufeinandergepreßt. Die zusammengezogenen Augenbrauen machen ihn älter, ernster, nachdenklicher. In ihrer Natur liegt es nicht, sich so gegen das Leben aufzubauen, wie er. Aber auch ihre Augen sinnen ernst vor sich hin. Das unter dem Sinn leicht verknottete Kopftuch gibt ihrem Gesicht etwas Kindlich-Kundes, das in einem eigenartigen Gegensatz zu den fast finster dreinschauenden Augen steht.

Die Schuld. Es war immer unheimlich still in der kleinen Wohnung der beiden. Im ruhigen Gleichmaß der Stunden, so schien's, liefen hier zwei Leben ab, lautlos fast als das Werk einer Uhr. Aus jeder anderen Wohnung drangen doch gelegentlich einmal Ausrufungen des Daseins, ein Kindergeschrei, ein herzhaftes Lachen, ein Gejuch heraus, aus den Räumen, in denen die fünfundsiebzigjährige Greisin mit ihrer fünfzigjährigen Tochter hauste, hatte noch niemand jemals einen Laut gehört. Die zwei Stuben waren mit dicken Teppichen bedeckt, Korridor und Küche mit Häusern belegt. Außerdem gingen die beiden Sommer und Winter auf Filzschuhen. Das Geschirr schien aus Gummi oder sonst einer Masse zu sein, die bei den doch unvermeidlichen Hautierungen nie einen Ton von sich gab. Die Türen knarzten nicht, lautlos bewegten sie sich in ihren Angeln, unhörbar drehte der Schlüssel sich im Schloß.

Waren Einkäufe zu besorgen oder mußte die Tochter aus sonst einem Grunde die Wohnung verlassen — die Mutter kam nie heraus —, so schien sie die Treppe hinab, bei der Rückkehr wieder heraufzuschweben. Sie wanderte stets auf den Bebenspitzen — in einer schnellen, hastenden Weise, als fürchte sie, Leuten zu begegnen oder gar in ein Gespräch verwickelt zu werden. Traf sie jemand und wurde ihr ein Gruß geboten, so dankte sie leise mit einem scheuen Blick und lief mit verdoppelter Hast, als werde sie von irgend einer unsichtbaren Drohung getrieben, als erwarte sie jemand dort oben mit der Uhr in der Hand. Es war etwas Sklavisches, Hündisches in dem ganzen Wesen — wie eine stete, unsichere Angst vor der Peitsche.

Das Urteil im Hause lautete einstimmig: verrückt! Und die Schwarzseher fügten hinzu: „Wer weiß, was dahinter steckt! Die haben was auf dem Gewissen.“

Sie irrten sich. Kein Staatsanwalt hätte hier eine strafbare Schuld, mit Paragraphen faßbar, entdeckt, und wenn er die Leben von der Geburt an mit der Lupe hätte verfolgen können.

Aber eine andere Schuld lebte hier. Eines Tages, in einem jähen Augenblick wurde sie wie im Wllicht offenbar und schrillte mit ein paar verzweifelt Tönen durchs Haus.

Die Tür der Wohnung wurde von innen aufgerissen und flog mit der Klinke gegen die Wand, daß der Kalk niederbröckelte. Die Tochter stürzte heraus, einen ganz kleinen, erst wenige Wochen alten Hund im Arm. Sie war noch nicht an der Treppe, als sie sich festgehalten fühlte: die gelbe, magere Hand der Mutter hatte sich in ihr Kleid gefaßt und riß sie zurück, im Flüstertone rufend: „Herein kommt Du! Hier bleibst Du!“

„Nein!“ Noch Klang's gedämpft zurück. „Zieh' dich! Ich bleib nicht mehr bei Dir! Ich —“

Sie kam nicht zu Ende. Die hochgewachsene Greisin hatte sie plötzlich mit beiden Armen zäh umklammert und mühte sich, die Tochter mit Gewalt zurückzubringen.

Ein schweigendes Ringen...

„Laß mich los oder ich schreie!“ Schlußend drohte die Tochter.

Keine Antwort. Nur verstärkte Anstrengungen und tieferes Keuchen.

Die Tochter war den Kräften der Alten nicht gewachsen, konnte sich auch nicht frei bewegen, da sie den Hund noch immer im Arm hatte. Schritt um Schritt wich sie zurück. Endlich setzte sie das Tier auf die Erde und klammerte sich mit beiden Händen an den Türrahmen. Die Alte gab dem Hund einen Fußtritt, daß er einige Stufen der Treppe hinunterkollerte. Dort blieb er stehen und bellte mit piepsender Stimme.

Die Tochter hatte laut aufgeschrien. „Pfui! Pfui, Du hartherziges Weib! Warum gönnst Du mir das Tier nicht? Warum nicht? Hab ich denn was anderes?“

„Nuhig!“ Kalt und hart. „Mach keinen Standal, Du dummes Mädchen!“

„Mädchen!“ Sie lachte verzweifelt auf. „Zal Mädchen mit fünfzig Jahren! Mein ganzes Leben hast Du gestohlen! Mein ganzes Leben! Deine Dienstmagd hast Du aus mir gemacht, weiter nichts!“

„Wirst Du ruhig sein!“ Scharfe Nägel krallten sich in ihren Arm.

Sie schrie auf. „Nein, nein, nein! Ausschreien will ich's! Alle sollen's wissen, was Du für ein Weib bist!“

Die Menschen kamen aus allen Wohnungen gelaufen.

„Hört's, Ihr Leute, das ist meine Mutter! O, eine schöne Mutter! Gequält hat sie mich und wie eine Gefangene behandelt bis auf den heutigen Tag. Keinen freien Schritt hab' ich tun dürfen, keinen, all die Jahre, die ich lebe. Fünfzig bin ich alt. Ja, fünfzig Jahre!“ Sie schluchzte. „Ich hab's ja gar nicht gemerkt, wie alt ich bin. Sie hat mich ja nicht zur Besinnung kommen lassen! Nie! Immer muß ich ihr dienen, immer, daß sie's gut und schön hat — an mich hab' ich keinmal denken dürfen. Keimall! O, Du bist ja gar keine Mutter! Du hast ja kein Herz! Du —“

Sie bekam plötzlich einen Stoß von der erboften Greisin, daß sie fast die Treppe hinuntergefallen wäre. „Scher' Dich zum Teufel, Schwahmaul! Aber meine Tür betriffst Du nicht wieder und wenn Du vor Hunger auf den Knien rutschst! Denn das wirst Du!“ Die Tür knallte zu. Verwünschungen und Drohungen folgten der Alten aus dem Munde der Zuhörer, die nun in dichtem Haufen die Treppe bestanden.

„Frei!“ Mit großen, aufgerissenen Augen stand die Tochter am Treppengeländer. Dann fiel sie fast zusammen, sah zur Erde und nickte vor sich hin. „Ja, das tate sie.“ Zu den Umstehenden: „Haben Sie gehört, was sie gesagt hat: wenn ich vor Hunger auf den Knien rutsche? — So ist sie. Sie würde mich verhungern lassen, dort, vor ihrer Schwelle, ohne einen Finger zu rühren. Kein Mensch bringt das fertig? Sie bringt es fertig. O, wenn ich erzählen wollte! Wenn ich erzählen wollte! Fünfzig Jahre — und nur dazu erzogen, ihr zu dienen. Schredlich, nicht? O, es war auch schredlich.“ Sie schluchzte und wiederholte fort und fort: „Sie wissen ja gar nicht, wie hart sie ist. Wie hart!“ Und während ihr die Tränen die Wangen hinabließen: „Ich hab' nicht gemerkt, daß sie's hingewonnen. Alles hab' ich hingewonnen, alles! Aber gestern hat mir einer einen kleinen Hund geschenkt!“ — sie unterbrach sich plötzlich: „wo ist Polly?“ Man reichte ihr den Hund; sie nahm ihn lieblosend in den Arm. „Der Hund hier war's, so ein liebes Vieh, nicht? Ich wollt' ihn mir aufziehen. Da komm ich vorhin dazu, wie sie ihn im Waschzuber ertränken will. Das konnt' ich nicht leiden. Das nicht. — Jetzt geh'n wir beide, Polly. Kommen nie mehr wieder hierher. In's Wasser sollst Du nicht. Oder muß es sein, dann — komm' ich mit.“

Sie nickte den Umstehenden zu und ging durch den Menschenhaufen, der ihr schweigend Platz machte, die Treppe hinab, zum Hause hinaus.

Wohin? Sie wußte es nicht...

Die Säuglinge der Rajan-Leute auf Borneo. Schon vor der Geburt des Kindes hat die Rajanfrau ihr Augenmerk auf das Gedeihen des zu erwartenden Erdenbürgers zu richten. Eine ganze Reihe von Vorschriften, die unter dem Namen „adat“ zusammengefaßt sind, regeln und bestimmen ihr Leben während der Schwangerschaft. Es ist ihr verboten: Tiere zu töten, junge Fische, das Fleisch eines bestimmten Schuppentieres (m. javanica), gewisse Früchte und Gemüse zu essen; sie muß sich hüten, während des Regens zu schlafen usw. Auch ihr Mann muß sich bestimmte Enthaltungen auferlegen. Er darf keine jungen Fische essen, muß die Jagd meiden, darf keine Pfähle einrammen, sich kein neues Kleidungsstück anfertigen; seine Schuhaarbeit (gewöhnlich Hirschhornschneiderei) muß ruhen usw. Ist die Stunde der Geburt gekommen, dann heißt es vor allen Dingen alle Männer, sowie alle eisernen und schneidenden Gerätschaften aus dem Hause ent-

fernen. Die Geburt selbst wird in hockender Stellung der Mutter vollzogen. Als Geburts-Operation, instrument dient ein Schwert, gewöhnlich ein weisses, pietätvoll von Generation auf Generation vererbtes Familienstück. Ist die Geburt in zufriedenstellender Weise vor sich gegangen, so herrscht eitel Freude im Hause. Stirbt aber die Mutter, oder wird sie auch nur durch böse Träume erschreckt, so pflegt der Vater das Neugeborene im Walde auszufuchen. Fast unmittelbar nach der Geburt werden die Ohrfläpplchen des jungen Erdenbürgers von einer alten Frau mit einem spitzen Bambusstäbchen durchstochen. Das hölzerne Instrument verbleibt so lange in der Ohröffnung, bis die Wände ungefähr zugeheilt ist. Dann wird ein Zinnring durch die Öffnung geschnitten, dessen Gewicht durch Anhängen von Ringen bis zu mehreren hundert Grammen erhöht wird. Zur selben Zeit erhält das Kind noch ein Armband von den geweihten Früchten einer Coigart, zu dem sich nach einiger Zeit ein zweites und ein drittes gesellen. Mit diesen Armbändern glaubt man das Neugeborene wirkungsvoll gegen die Macht böser Dämonen schützen zu können. Mit Talismanen gegen Zauberei und übelwollende Geister sind auch die Tragbretter (hawat) versehen, die bei den Rajankindern die Wiegen vertreten. Kleine, runde Päckchen, mit Holzwaren gefüllt, sollen die guten Geister anlocken, Schnürchen mit Perlenverzierungen, Schalen von Schnecken und Seetieren, Hundezähne böse Geister fernhalten.

Die stillende Mutter hat sich einer strengen Hygiene zu unterwerfen. In den ersten zehn Tagen nach der Geburt darf sie überhaupt nicht arbeiten. Während des ganzen Säuglingsalters ihres Kindes muß sie fast ausschließlich von weichgekochtem Reis leben. Der Genuß jeglicher scharfen Speisen ist ihr verboten. Auch in der Kleidung muß sie bis zur ersten Namensgebung des Kindes bestimmte Vorschriften beobachten. Sie muß nach Dr. H. W. Neuwenhuis, dessen trefflicher Reisebericht „Luzer durch Borneo“ (Leiden. G. J. Brill) wir viele interessante Einblicke in das Leben der Naturvölker Borneos verdanken, jeglichen Putz vermeiden; besonders verboten ist ihr aber das Tragen rotsfarbiger Kleidungsstücke. Auch auf das Kind beziehen sich diese Vorschriften. Nach dem Feste der ersten Namensgebung, die etwa nach einem Monat erfolgt, verlieren diese Saktionen ein wenig an Strenge. Seinen eigentlichen, den zweiten Namen, erhält das Kind erst an dem auf seine Geburt folgenden Neujahrsfeste (dangai). Jetzt erst ist das Kleine ein vollberechtigter Bürger, bei dessen Tode die üblichen Trauerzeremonien zu erfolgen haben; stirbt das Kind nämlich vor seiner zweiten Namensgebung, so findet keine öffentliche Trauer statt.

Die ausschließliche Milchernährung des Säuglings hört übrigens bereits im vierten Monat gewöhnlich auf. Von dieser Zeit an bekommt das Kind außer der Muttermilch hin und wieder Bananen und weichgekochten Reis zu essen. Kurz nach Vollendung des ersten Lebensjahres wird das Kind entwöhnt und der ausschließlichen Obhut der Mutter entzogen.

Maschine zum Schneiden von Bohnen und Kohl. In den Haushaltungen, in welchen Gemüse, wie grüne Bohnen und Kohl, vielfach zubereitet werden, erfordert die Zerkleinerung dieser Nahrungsmittel einen verhältnismäßig erheblichen Zeitaufwand. Das Zerschneiden solcher Gemüse muß mit einer gewissen Vorsicht erfolgen, wenn nicht Verletzungen in den Kauf genommen werden sollen; außerdem erfordert die Erzielung von gleichmäßig großen Gemüseschnitzeln eine ziemliche Übung. Um nun auch diese Arbeit im Haushalt zu vereinfachen und zu beschleunigen, wird jetzt eine recht praktische maschinelle Vorrichtung gebaut, mit der man ohne jede Übung und ohne besondere Kraftanstrengung leicht die gewünschten Gemüseschnitzeln in großen Mengen gewinnen kann. Diese Maschine, die an jedem Tisch angebracht werden kann und nicht viel Raum fortnimmt, besteht aus einem leichten Metallgehäuse, in dem von außen mit Hilfe einer Kurbel Messerfedern in Bewegung gesetzt werden. Durch eine Stellvorrichtung vermag man schnell die Messer für feinen oder größeren Schnitt einzustellen. Die Vorrichtung ist so beschaffen, daß jedes Umherfliegen des verkleinsten Gemüses vermieden wird; die Schnitzeln fallen vielmehr direkt in das vor der Maschine aufzustellende Sammelgefäß.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!